Wie Hund und Katze

Autor(en): **Scarpi, N.O.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **85 (1959)**

Heft 52

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-499115

Nutzungsbedingungen

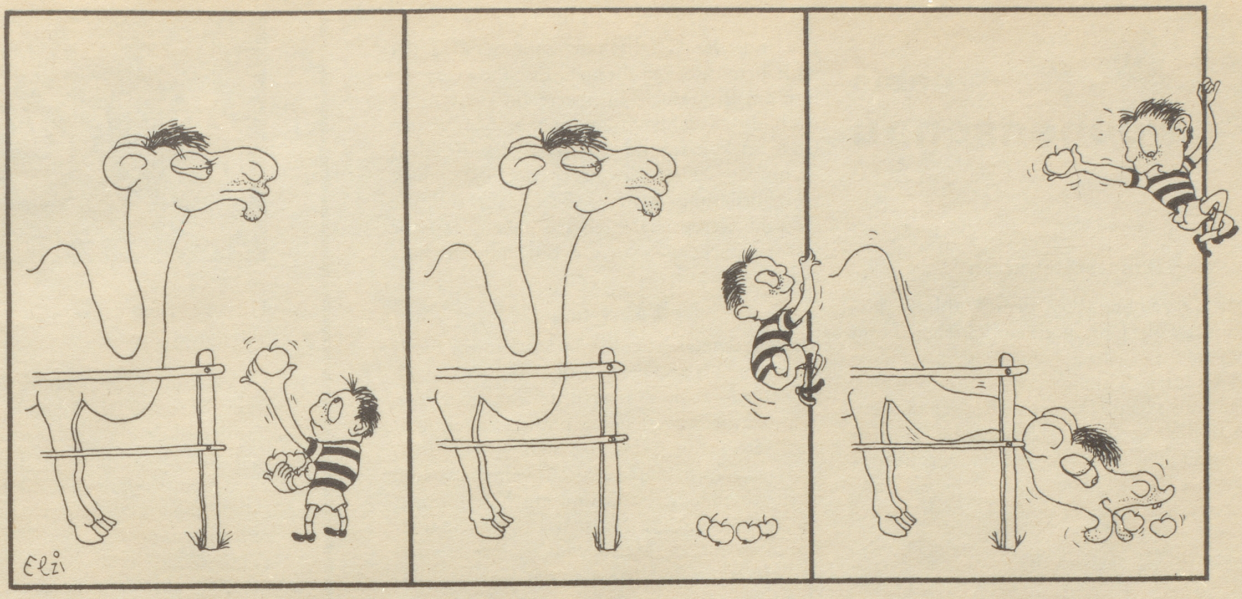
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch



Wie Hund und Katze

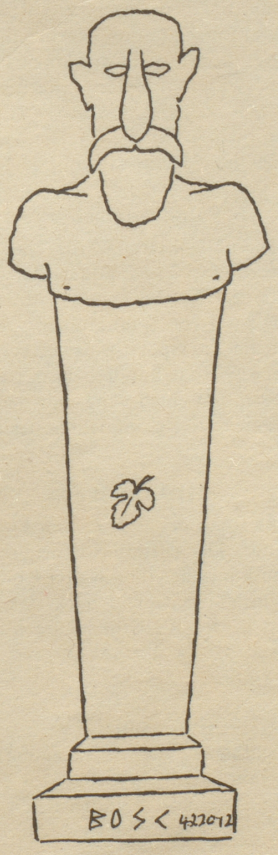
Die Bilder, die unsere Sprache aus dem Tierleben bezieht, entspringen – nehmt alles nur in allem – nicht so sehr eingehender Beobachtung der Tiere als gewissen Konventionen; Eitelkeit, Dummheit, Großmut, Falschheit, Stolz – wir unterlegen den Tieren menschliche Eigenschaften, und daran mögen die Fabeldichter, vom alten Aesop angefangen, schuld sein.

Der Fabeldichter ist nämlich kein Tierkenner, er ist ein Menschenkenner. Bei ihm benehmen die Tiere sich nicht so sehr nach ihrer wahren Natur, sondern gemäß einer herkömmlichen Vorstellung von ihrer Natur, und dadurch erfüllen sie den Zweck, dem Menschen einen Spiegel vorzuhalten. Es ist keineswegs in der Natur des Raben gelegen, sich einen Käse abschmeicheln zu lassen, und auch die Situation des Tanzbären, der in den Wald zu seinen Brüdern zurückkehrt, ist nicht gerade der Naturbeobachtung entsprungen; nein, der Weg der Fabel dürfte bei der Moral beginnen, für die dann mehr oder weniger glaubhafte Exemplare der Tierwelt als Vertreter der verschiedenen Standpunkte herhalten müssen.

Natürlich sind auch die Witze nicht unschuldig. Was muß der arme Esel erdulden, was das arme Kamel! Fragt doch in so einem Witz das Kind im Zoo den Vater: «Papa, heiraten auch die Kamele?» Und erhält die Antwort: «Nur die Kamele, mein Kind!»

Gewiß spielen Hund und Katze, seit jeher Gesellschafter des Menschen, in den Redensarten keine geringe Rolle. «Wie Hund und Katze leben» ist der Tierbeobachtung nicht ganz fern, denn die Photos, die manchmal Hund und Katze aus demselben Napf fressend zeigen, sind nun doch gerade ihrer Rarität wegen so reizvoll, während die Wirklichkeit auch den oberflächlichsten Beobachter darüber unterrichtet, daß zwischen Hund und Katze keine innige Freundschaft besteht.

Woher die andern Redensarten kommen, ist nicht leicht zu sagen. «Für die Katz» ist wahrscheinlich, was dem Menschen nicht mehr gut genug ist; «Falsch wie eine Katze» ist ganz gewiß eine Vermenschlichung, denn die Katze hat dem Menschen gegenüber ja keine Treuepflicht, sie ist ihrem Wesen nach, das Kipling in der wunderschönen Geschichte ‹Die Katze, die ganz allein ging› deutet, viel unabhängiger und selbständiger als der Hund; sie kann ein ‹Schmeichelkätzchen› sein, ist übrigens, wie viele Beispiele lehren, auch anhänglich und gebraucht ihre Krallen im Familienkreise wohl nur spielerisch. Aber nun haftet ihr seit uralten Zeiten der schlechte Ruf der Falschheit an, und dabei wird es bleiben, denn die Gewohnheit nennt der Mensch seine Amme, und man kann eher Staatsformen umstürzen als Alltagsclichés.



«Auf den Hund kommen»? «Ein Hundeleben»? Der heimatlose Straßenköter mag das Symbol des jämmerlichen Lebens, des Hundelebens sein, das einem der köstlichsten Filme Chaplins zur Entstehung verholfen hat. Heute gibt es herrenlose Hunde in unseren Bezirken kaum mehr, und der Hund wird zumeist gut behandelt, auch verwöhnt; das Hundeleben sollte also als Sinnbild seine Schrecknisse verloren haben.

Gönnen wir noch «dem Hund, der hier begraben liegt», ein Wort, wie ihm Christian Morgenstern in seinen ‹Galgenliedern› ein ganzes Gedicht gegönnt hat. Doch dieses Wort ist keine Erklärung, sondern eine Frage. Was das Bild von dem hier begraben liegenden Hund bedeutet, wissen wir mehr oder minder alle; woher aber kommt es? Vor gar nicht langer Zeit stand ich im Garten eines kleinen Hotels am Lago Maggiore vor einem Hundegrab; es war kein schöner, aber ein guter, braver Hund gewesen, und so hatte der Neffe des Besitzers ihm ein Grab gegraben und darauf geschrieben: ‹Hier liegt der treue Stuka.› Auch anderwärts liegen Hunde begraben und haben ihre Gedenktafel; in Paris gibt es einen ganzen Hundefriedhof. Aus all dem aber die Herkunft des Wortes vom begrabenen Hund abzuleiten, will nicht recht gelingen. Manche Belehrung habe ich Lesern zu verdanken, weit mehr als sie mir – vielleicht findet sich auch diesmal einer, der uns, da wir nun einmal auf den begrabenen Hund gekommen sind, eine Erklärung geben kann, die nicht für die Katz ist.

N. O. Scarpi